

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 216 (1943)

Artikel: Der gefundene Zahltag
Autor: Frei, Otto
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655234>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der gefundene Zahltag.

Von Otto Frei.

1.

Jeden zweiten Freitag wird den Arbeitern der Möbelfabrik Großmann der Lohn ausbezahlt. Sie nehmen das Zahltagsäcklein aus dickem gelben Papier in Empfang, wägen es einen Augenblick auf der flachen Hand und stecken es dann hastig ein. Gut, man hat also wieder zu leben, und das Leben ist uns allen lieb.

An diesem Freitagabend ist es der Hilfsarbeiter Peter, der als Letzter durch das vordere Fabriktor auf die Straße tritt. Er pfeift vor sich hin, jawohl, das tut er, trotzdem er rechtschaffen müde ist. Ein paar Schritte vor ihm geht der Schreiner Christoph, Peters Kollege, wenn man so will, und er scheint es eilig zu haben. Ach, der gute alte Kerl hat es immer eilig, sobald das Fabriktor hinter ihm zuschnappt. Dabei ist er ein geschätzter Arbeiter, aber der Durst, sein Durst bekommt jeden Abend von neuem wieder Gewalt über ihn, und dann ist Christoph nicht mehr zu halten. Ein Glück, daß er weder Weib noch Kind hat, so ist er sein eigener Herr und Richter. Peter könnte ihn nun einholen, und dann wäre er vielleicht für diesen Abend zu retten. Aber er mag nicht, nein, heute nicht. Josefine liebt es nicht, wenn Gäste unerwartet ins Haus geschneit kommen, und außerdem ist sie, so kurz nach der Ankunft des Kleinen, noch nicht ganz bei Kräften. Christoph scheint es heute wirklich sehr eilig zu haben, er nimmt zwei Schritte für einen, und Peter bleibt immer weiter hinter dem Davongehenden zurück.

Und nun geschieht es. Wie Christoph vorn um das Eckhaus biegt, reißt er sein rotes Nastuch aus der Tasche, und Peter sieht gerade noch, wie gleichzeitig etwas Gelbes und Schweres schräg zu Boden fällt, fällt und liegen bleibt. Nein, Christoph hat natürlich nichts gemerkt, er steuert um die Ecke und ist verschwunden.

Peter bückt sich und hebt den Fund auf. Richtig, Christophs Zahltag! Er hält das zerknitterte gelbe Papiersäcklein vor die Augen. „Christoph Jenzer, Schreiner, 1. bis 14. September: Fr. 162.—.“

Peter bleibt für Augenblicke unschlüssig stehen. Was tun? Das Ding da einstecken oder dem Kerl dort nachlaufen? Aber Christoph wäre ja kaum mehr zu erreichen, und aus Peters Augen bricht plötzlich ein großes, herz gutes Lachen: Nein, heute noch nicht. Lassen wir das Fäschlein erst ein wenig zappeln!

2.

Zu Hause, das heißt in der Dachwohnung einer hundertfenstrigen Mietskaserne am Rand der Stadt, trifft Peter sein junges Weib in der Küche an. Josefine sitzt in der Spühlecke an dem kleinen, rauh hölzernen Tisch. Sie hat den Kleinen auf dem Arm und geht eben daran, ihm die Brust zu reichen. Das magere vierwöchige Knirpslein drängt hungrig gegen die Mutter an; man sieht, es liegt ihm schon viel am Leben.

Peter fährt dem Kind mit seiner groben Hand leicht über den zarten Flaum des Köpfchens und lächelt: „Wie geht es ihm?“

„Besser,“ antwortet die Mutter, „er gerät dem Vater nach.“

„Wie meinst du das?“

„Er hat Appetit für drei...“

Peter tritt näher an den Tisch heran, er ist stolz und froh. Aber wie er nun auch seiner Frau eine kleine Zärtlichkeit erweisen will, fällt ihm wieder die papierene Blässe ihrer Wangen und die bedrohliche Trübe ihrer Augen auf. Da läßt er von ihr ab und tritt zurück — wie vor etwas Zerbrechlichem, das man schonen muß.

„Und dir?“ fragt er.

„Ich bin beim Arzt gewesen.“

„Und?“

„Es sei weiter nichts. Nur Übermüdung. Ein kleiner Erholungsaufenthalt, meint er, könnte schon Wunder wirken. Aber wir... Ich habe es ihm auch gleich gesagt...“ Sie verstummt und zieht ihr Kind fester an sich.

Peter hat, nur so zum Spiel, ein Holzschiefel aufgehoben. Nun bricht er es mit beiden Fäusten entzwei, daß es laut durch die Küche kracht. Er weiß es ja, und halb hat er es kommen sehen. Josefine hat in der Fabrik Jahre lang schwere Männerarbeit verrichtet. In ihrer ledigen Zeit ging es ja noch an. Aber auch, als sie schon längst seine Frau war, wollte sie, gegen seinen Willen,



650-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft in Schwyz.
Die Herolde mit den Kantonsbannern am Empfang auf dem Festplatz.

Photopreß, Zürich.

von dieser Plackerei immer noch nicht ablassen. „Unsere paar Möbelstücke schreien mich täglich an: Bezahl uns!“ sagte sie, „und was wir jetzt zusammen einbringen, kommt uns später doppelt zustatten.“ Damit hatte es ja in der Tat seine Richtigkeit, und so brachten sie das Opfer — auch er. Bis das Kind kam. Und da zeigte es sich, daß ein Mensch eben doch kein Zügochse ist. Gott sei Dank, das Kind hat nichts abbekommen, es gedeiht ganz leidlich, und einmal hat es sogar schon etwas wie ein Lächeln um den Mund gehabt. Aber die Mutter...

„Irgendwie muß es doch möglich sein,“ sagt Peter schließlich, „es wird sich schon geben.“ Aber er sagt das wohl nur so vor sich hin, um die

Sache für heute in den Wind zu schlagen, und wie einer, der seinen eigenen Worten nicht recht traut.

Später fällt es der kranken Frau auf, daß ihr Mann einmal übers andere mitten in einem Satz plötzlich abbricht und ins Leere starrt. Weil sie aber den Grund dieses seltsamen Benehmens hinlänglich zu kennen glaubt, dringt sie mit keiner weiteren Frage in ihn. Wie die beiden dann, früher als sonst, zu Bett gehen, scheint ihr sogar, Peter sei an diesem Abend sonderbar kantig und zugeknöpft — wie einer, der sich ganz in seine eigene Welt zurückzieht, oder wie einer, der angestrengt und doch ohne sichtlichen Erfolg rechnet und denkt...

Darüber ist es Samstag geworden.

Wie Peter zum vordern Fabriktor hineintritt, trägt er in der einen Kitteltasche ein Stück Brot und in der andern, neben ein paar schmierigen Affordzetteln, den gefundenen Zahltag. Er hat das zerfnitterte gelbe Papiersäcklein seit gestern weder gesehen noch auch nur angerührt. Vermutlich wird Christoph heute die ganze Fabrik alarmieren, und er, Peter, wird dann, nachdem genug Lärm und Wesens gemacht ist, plötzlich und unerwartet mit dem Fund herausrücken. Das wird einen Hauptspäß und nebenbei vielleicht sogar noch einen kleinen Funderlohn für ihn absetzen, denkt er.

Aber es kommt anders. Fürs erste stellt es sich heraus, daß Christoph von seinem gestrigen Mißgeschick zu keinem Menschen ein Wort sagt. Sie und da brummt er wohl etwas, dumpf und unverständlich, aber im übrigen schweigt er sich aus. Nun, er mag ja seine Gründe haben. Die zwei Verwarnungen, die er im letzten Monat eingesteckt hat, genügen ihm noch vollauf; er kann es sich wirklich nicht leisten, wegen dieser dummen Sache Lärm zu schlagen und sozusagen sich selber zu denunzieren. Er hätte das Geld ja im Rausch verloren, natürlich, so wie sie ihn kennen. Und wenn es dann doch nicht zum Vorschein käme, was gewänne er da? Schimpf, Gelächter und Schande! Nein, er schweigt.

Dann trifft es sich, daß Peter, der sonst der Schlosserei zugeteilt ist, heute ausnahmsweise wieder einmal in der Schreinerei Handlangerdienste zu tun hat. Und wie seltsam — es ist ausgerechnet Christoph, dem er zugewiesen wird, und so ist er für ein paar Stunden sein Geselle.

Die beiden arbeiten eine Zeitlang stumm nebeneinander her, jeder hat seine eigenen Gedanken. Sie leimen Holzleisten zusammen, und ihre Köpfe kommen sich dabei manchmal so nahe, daß jeder für einen Augenblick die Leiwärme des andern spürt. In einem solchen Augenblick geschieht es nun, daß Christoph plötzlich auffährt und sagt:

„Hältst du so etwas für möglich?“

„Was?“ fragt Peter.

„Daß mir da gestern einer meinen Zahltag aus der Tasche stiehlt!“

„Stiehlt?“

„Ja, stiehlt! Hier — aus dieser Tasche!“

„Das wäre ja... Aber das soll wohl ein Witz sein?“ meint Peter.

„Zum Teufel, nein! Wenn ich es sage!“ donnert Christoph.

„Warst du denn...“

„Nein — blicknüchtern war ich, den ganzen Abend.“

Peter ist es, als habe er einen Schlag an den Kopf bekommen. Mit dieser Wendung der Dinge hat er gar nicht gerechnet. Nun wendet er sich wieder zu Christoph und sagt:

„Unglaublich! — Ja, und was willst du nun tun?“ Diese Worte fallen ihm nur so aus dem Mund; er weiß nicht, was er sagt.

„Tun!“ poltert Christoph. „Da ist nichts mehr zu tun, ich habe keine Anhaltspunkte. Und überhaupt...“

„Und — wenn du es der Direktion meldetest? Vielleicht...“

„Unmöglich!“ wehrt Christoph ab.

Ja, nun zieht Peter seine rechte Hand von der Werkbank zurück, um mit ihr in seine Rocktasche zu fahren. Denn wozu dieses lächerliche Gerede hin und her, wenn man der Sache doch abhelfen kann. Und wie wird Christoph nun die Augen aufreißen und...

Im selben Augenblick aber wirbelt es wie Nebel durch Peters Kopf, und während der Dauer einer Sekunde durchzuckt es ihn: Gestohlen... Keine Anhaltspunkte... Er meldet es nicht... Und Josefina, wenn ihr nicht sofort geholfen wird... Auch würde er mir das Geld ja leihen, wenn ich ihn darum anginge... Er leidet deswegen keine Not, er, der Junggeselle... Und er wird es bestenfalls vertrinken... Überhaupt, ja, er bekommt es nach Jahr und Tag mit Zins und Zinseszins wieder zurück, auf irgendeine Weise, ohne daß er zu wissen braucht, von wem... Vielleicht schon nach einem Vierteljahr, vielleicht...

Nein, in seinem Innersten ist Peter mit all dem nicht einverstanden. Irgendwo hapert es, natürlich. Aber es wuchtet wie eine fremde dunkle Gewalt über ihm, und jetzt, ihm selber unbegreiflich, streckt er seine Hand, mit der er schon unterwegs nach der Kitteltasche gewesen ist, sachte wieder nach dem Leimtopf aus, der

vor ihm auf der Werkbank dampft und brodelt. Und da ist es geschehen. Nun kann er nicht mehr zurück, er fühlt es dunkel. Vorhin hat er noch freie Wahl und freie Aussicht gehabt, jetzt nicht mehr. Nun muß er den Dingen ihren Lauf lassen.

Man arbeitet weiter, man redet noch ein paar-mal hin und her (Christoph schon wieder munter und spaßhaft, der gute Kerl, Peter wie im Traum), und die Kirchenglocke, die vom Bühl her mit stummem Gleichmut zum Fenster hereinglockt, sorgt auch heute dafür, daß der Vormittag ein Ende nimmt.

4.

Der erste Brief, den Peter von seiner Frau aus der Spätsommerfrische erhält, ist etwas knapp und mager ausgefallen, knapp und mager wie die Hand, die ihn geschrieben hat. Er handelt in der Hauptsache von Peterchen, dem Kind. Der Kleine lasse sich in dieser ländlichen Luft und Sonne recht munter an. Überhaupt, sie seien beide bei diesen Leuten im Bergtal oben prächtig aufgehoben, Mutter und Kind.

Josefinenszweiter Brief, der acht Tage später einläuft, macht schon ein ganz anderes Gesicht. „Wahrhaftig, er duftet nach Berggras und frischer Milch“, lächelt Peter. Seine Frau schreibt von dem gesunden Schlaf, den sie da oben endlich wieder gefunden habe, und wie sie nach

und nach wieder zu Atem komme. Es dünke sie, sie sei jetzt schon ein ganz anderer Mensch, und er, Peter, solle sich dann über ihre vollen



650-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft in Schwyz.
Defilee vor dem Bundesbriefarchiv.

3. Nr. VI Br. 8888. — Photopreß, Zürich.

roten Backen nur ja nicht seine kuhbraunen Augen aus dem Kopfe staunen. Das einzige Ungerade in ihrem Glück sei: denken zu müssen, daß er sich mittlerweile für sie vielleicht das Brot vom Mund abspare, um nicht zu arg in Rückstand zu kommen. Nein, das dürfe er um Gotteswillen nicht! Sie wolle ja gerne, wenn sie zurück sei, eine leichtere Heimarbeit verrichten, so etwas sei ihr nachher ein Spaß. Für heute könne sie ihm nicht anders als mit Worten danken, aber er werde bald genug zu spüren bekommen, was für eine Frau er an ihr habe...

Diesen Brief liest Peter eines Mittags, auf dem Weg zur Fabrik. Nach dem knappen, schmalen Mittagessen, das er sich die Zeit her immer selber zugerichtet hat, tut er ihm doppelt wohl. Er sieht nun doch, daß er nicht umsonst knausert, und das Glück, das ihm da mit der Genesung seiner Frau so prächtig aufblüht, ist sogar ein paar wirre schlaflose Nächte wert. Übrigens — um seine Gewissensängste steht es auch gar nicht mehr so schlimm. Er hat sich, nachdem doch alles so weit war, kühl und besonnen ins Zeug gelegt und als ein Mann mit der Wirklichkeit zu rechnen angefangen. Was gibt es da noch lange zu flunkern! Drei Monate Zeit — und alles ist im reinen.

Peter ist in prächtigster Laune. Er pfeift im Davonschreiten unaufhörlich den Refrain eines Liedes vor sich her, das sie gestern Abend im Sängerbund geprobt haben:

Und willst du eine Reise tun
und hast nicht Roß noch Rad,
dann trittst du mit den Wanderschuh'n
am besten Paß und Pfad.

Jetzt kommt er am Eckhaus vorüber, wo er vor vierzehn Tagen seinen großen Fund getan hat. Er lächelt halb froh und halb schmerzlich in den Mittag hinein und blickt wie von ungefähr die Straße hinunter. Und plötzlich stutzt er und steht still. Dort unten laufen die Leute zusammen, der Straßenverkehr stockt, und nun, Peter sieht es deutlich von weitem, nun heben sie einen langen schlappen Körper von der Straße auf, man bettet ihn in die Polster eines Automobils, das gerade zur Stelle ist, und dieses hornt, gibt Vollgas und segt stadteinwärts davon...

Der erste, der auf Peter zukommt, ist sein Vorarbeiter Matti. Er sagt: „Der nimmt wohl nie mehr einen Hobel in die Hand.“

„Wer war es?“ fragt Peter. Warum fragt er noch? Denn ehe der andere den Namen über die Lippen gebracht hat, spricht er ihn schon dumpf vor sich hin:

„Christoph!“

5.

Das Spitalzimmer, in dem Christoph untergebracht ist, duftet überstark nach Karbol. Es ist eine schmale, einfenstrige Kammer in einem Hinterflügel des Westbaus. Da herein bringt man nur Kranke von der Sorte Christophs, nämlich die, von denen man fürchten muß, daß sie ab und zu durch plötzliches Aufschreien die große Spitalruhe stören. Aber für gewöhnlich schreien sie ja nicht mehr lange...

Christoph liegt tief in den geblühten Kissen, steif und reglos, denn sobald er ein Glied rührt, zußen ihm hundert Messer durch den Leib. Er ist in einen dicken, straffen Verband gewickelt wie ein Kind in Windeln, und das Einzige, was er bewegen kann, sind Mund und Augen. Die Augen hält er starr auf die kalkweiße Zimmerdecke gerichtet, und mit dem Mund schnappt er hie und da nach etwas, man weiß nicht recht, nach Wasser oder nach Luft. Manchmal probiert er es auch mit einem tieferen Atemzug, aber dann schneidet es ihm jedesmal plötzlich den Schnauf ab, und seine Brust kracht.

Es ist Abend geworden, und nun kommt Peter. Er steht einige Augenblicke unter der Tür. Dann, wie er Christoph mit offenen Augen daliegen sieht, geht er mit zwei großen Schritten auf das Bett zu und tut den Mund zum Sprechen weit auf... die Worte hat er sich diesen Nachmittag hundertmal zurechtgelegt. Aber in Christophs Augen ist etwas, das sich wie zwei abwehrende Hände erhebt und sagt: Still! Kein Wort! Da schluckt Peter ein paarmal stumm hinunter und steht eine Zeitlang wie niedergeschmettert am Fußende des Krankenbettes.

Nach einer Weile flackert ein Zußen über Christophs Gesicht, und aus seiner armen, zertrümmerten Brust bröckeln stoßweise ein paar Worte hervor.

„Es ist schön von dir,“ stammelt er, „du bist... der einzige... Mensch...“ Dann bäumt sich der Kranke unter ungeheuren Schmerzen.

Erst jetzt fällt es Peter ein, daß Christoph ja eigentlich mutterseelenallein in dieser Stadt gelebt

Er kommt nicht weiter. Er liegt weiß und mit zugefallenen Augen in den Kissen.

Jetzt bricht es übermächtig auf Peter herein. Das ist der letzte Augenblick, nun muß er gestehen und beichten. Er krallt seine Finger um die



650-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft.
Rütli Szene. Das Schweizervolk schwört...
Photopress, Zürich

und gehaust hat, er gehört zu niemandem, und niemand gehört zu ihm. Da kommt es über Peter wie das süße Bewußtsein einer großen Pflicht, und er schwört bei sich, Bruderstelle an diesem Sterbenden zu vertreten. Vielleicht, daß er damit einen Teil seiner Schuld abtragen kann.

Christoph strengt sich nochmals zum Sprechen an: „Sei so gut... und besorge du mir...“

Bettlehne, beugt sich mit unendlich wehem Gesichtsausdruck weit vor und...

Von hinten legt sich die Hand der Krankenschwester auf seine Schulter: „Schonen Sie ihn, er erträgt es nicht mehr.“

Was erträgt er nicht mehr? will Peter aufschreien. Es ist meine Schuldigkeit, und ich halte es so nicht mehr aus!

„Nein — er erträgt es sicherlich nicht mehr,“ wehrt die Schwester wieder ab, „jedes Wort kann ihn das Leben kosten.“

Da macht sich Peter mit einem letzten brüderlichen Blick vom Bett los und schreitet stumm aus dem Zimmer — müde wie ein Mann, der über seine Kraft gearbeitet hat.

6.

Der Grabhügel mit dem Namen Christoph Jenzer ist einer der schmutzigen und gepflegtesten auf dem ganzen Friedhof. Es ist immer ein Auge da, das zum Rechten sieht, und immer eine Hand, die das Grab vom Unkraut säubert.

An manchem Sonntagmorgen stehen drei Menschen vor dem Hügel, ein Mann, eine Frau und ein Knäblein. Sie stehen und schweigen.

Einmal, nach Jahren, als Peter an einem goldgelben Herbstnachmittag mit seinem kleinen Jungen allein auf den Friedhof gegangen ist, zeigt er auf Christophs Grab und sagt: „Schau, Peterchen — der da hat deine Mutter gesund gemacht.“

Peterchen versteht noch ganz und gar nicht, was das eigentlich heißen soll. Aber der Kleine hat wohl so ein dunkles Gefühl, daß da von etwas Gutem die Rede ist, und so trippelt er ans nächste Grab, klaubt, ohne mit einer Wimper zu zucken, eine prächtige weiße Aster ab und steckt sie fingertief in Christophs Graberde: „Da wird ein großer Blumenbaum daraus.“

Und Peter, der den kleinen Mann gewahren läßt, kann nicht anders — er muß lächeln.

Georg Dertel.

Der 1916 verstorbene Reichstagsabgeordnete erfreute sich zu Lebzeiten einer ganz außerordentlichen Korpulenz und trug überdies bei jeder Jahreszeit eine weiße Weste, die ihn noch dicker erscheinen ließ, als er war. Eines Tages begegnete er vor dem Reichstagsgebäude einigen Backfischen und merkte, wie sie hinter ihm sicherten. Da wandte er sich plötzlich um und rief den jungen Mädchen lachend zu: „Meine Damen, ich bin in Ehren dick geworden und wünsche ihnen das gleiche!“

Hunde als selbständige Passagiere.

Die nachfolgenden beiden Einsendungen in einer stadtbernerischen Tageszeitung verdienen unstreitig im Kalender festgehalten zu werden.

12-Uhr-Mittagsverkehr auf dem Kornhausplatz in Bern. Alles rennt und hastet, die Trams wie üblich platztvoll. Eben fährt eines Richtung Kornhausbrücke und hinterher läuft mit hängender Zunge ein großer „Chüejerhund“. Ob wohl sein Herr im Tram ist? Ich entrüste mich im stillen und finde wieder einmal, es sei einfach keine Manier, seinen Hund dermaßen abzuhezen und zu gefährden, speziell bei diesem Verkehr.

Nun, ähnliche Gedanken scheinen auch im Hirn des Hundes vorzugehen. Es wird ihm zu dumm, und seine Miene nimmt einen hochmütigen Ausdruck an, als dächte er „blas du mir“ — falls die Hundesprache solch vulgärer Ausdrucksweise fähig ist; — jedenfalls hält er plötzlich in seinem Trabe inne, schickt dem davonsahrenden Tram noch einen letzten sinnenden Blick nach, macht kehrt und trottet zur Haltestelle zurück, wo er sichtlich nach irgend etwas Ausschau hält.

Wieder fährt ein Tram vor. Der Hund schnuppert ihm entgegen, und ich spüre völlig, wie's wie eine Erkenntnis durch ihn hindurchläuft, wie da irgend etwas Spezielles in seiner Hundeseele vorgeht. Er springt her, und mich lachert ein Gedanke: „Der Bengel wird doch nicht etwa...?“ O doch, er wird! Denn siehe da, er drückt sich zwischen den Einstiegenden durch, setzt seine Vorderpfoten aufs Trittbrett, damit ihm ja keiner zuvorkomme, und klettert auf die Plattform des Wagens, mir nichts, dir nichts, grade so, als täte er dies jeden Tag.

Das Tram fährt — und mit ihm, als blinder Passagier, eingeklemmt zwischen all den Männerbeinen, der „Chüejerhund“! Den Kopf ein wenig geduckt, guckt er unter all den Mänteln hervor, vielleicht, um die Aussicht zu genießen, oder sollte er am Ende seiner Sache nicht ganz so sicher sein und so tun wie Vogel Strauß?

Am Viktoriaplatz sehe ich ihn wieder, hocherhobenen Schwanzes und tatendurstigen Blicks. Ob dies „seine“ Station war oder ob ihn der Billetteur als nicht zahlenden Fahrgast an die Luft gesetzt hat? Nun, sei's wie es sei, mich